

den makro-sozialen Auswirkungen aus erklärt werden muß. Dieser „soziale Funktionalismus“, in dem die zentrale Frage sich darum dreht, zu wissen, „wem diese oder jene Institution hauptsächlich nützt“, führt unweigerlich zur erwarteten Antwort: „der herrschenden Schicht“. In diesem Sinne ist die „methodologische“ Limite gleichzeitig auch die Grenze der Erklärung: wertet man „Machterhaltungsstrategie“ und „Ungleichheitsgefälle“ im generellen nicht als zentrales Faktum des sozialisierten Zusammenlebens, so kann sie auch nicht als hauptsächliche Erläuterung der ernerischen Gesellschaftsstabilität herhalten. Die beiden sozialen Mechanismen wären dann eine von vielen sozial-kulturellen Facetten der Langlebigkeit ernerischer (und innerschweizerischer, mithin alpiner) Strukturen. Allerdings mindert diese Einschränkung die Bedeutung dieser drei Studien überhaupt nicht. Ihre Stärke ist es, einen zweifelsohne abgelaufenen und immer noch ablaufenden Prozeß innerhalb jeglicher Gesellschaft, an einem genau definierten und geschichtlich gut faßbaren Beispiel minutiös aufgezeigt zu haben. Daher rührt auch das Interesse in regionalgeschichtlicher Hinsicht: Die beschriebenen gesellschaftlichen Mechanismen, welche grundsätzlich universeller Art sind, finden sich (wahrscheinlich) auch in anderen, kulturell peripheren und sozial „retardierenden“ Regionen. Es wäre sicherlich wünschenswert, dem heutigen Wissensstand gemäß eine vergleichende Studie verschiedener Alpengebiete durchzuführen.

Anselm Zurfluh

- 1 Es ist klar, daß dieser Ausdruck hier als eine generelle, „ideologisch-mentale“ Kategorie des Verstehens angesehen wird und nicht in ihrer oft üblichen, „politisch-polemischen“ Bedeutung von „ewig-gestrigen, borniertem Verhalten“.
- 2 In dieser Reihe wurde über diesen kleinen Bergkanton im Zentrum der Schweiz bereits berichtet (GR 1992/2, S. 17–38): Hauptgrund dieser vertieften Beziehung zu diesem einen Kanton ist die in vielen Bereichen sich zeigende Wesensverwandtschaft mit dem Lande Tirol, trotz verschiedener kultureller und politischer Entwicklungen.
- 3 Die am meisten zitierten, theoretisch orientierten Autoren sind: Jürgen Habermas, Jürgen Kocka, Dieter Groh, Richard van Dülmen, Norbert Schindler (*Almosen*), Max Weber, Jürgen Kocka, Richard van Dülmen, Norbert Schindler, Pierre Bourdieu, Norbert Elias, Hans Medick (*Magistraten*); Zurfluh zitiert keinen Theoretiker, stützt sich aber auf Kälin und Arnold und bezieht sich bewußt darauf, die „machtpolitischen Zusammenhänge aufzudecken“ (*Pressewesen*, S. 12).

---

Andreas Rudigier / Manfred Tschaikner, Lukas Tschofen und Gaschurn.

(*Bludenz* *Geschichtsblätter* 14/15) *Bludenz*, 1993; 183 Seiten.

Das facettenreiche 17. Jahrhundert hat mehr als eine faszinierende Persönlichkeit hervorgebracht, welche nach einigen Jahren Kriegsdienst reich- und ruhmbeholden ins Heimatdorf zurückkehrte und alsbald die lokale Politik und Geschichte mitbestimmte. Grimmelshausens *Simplicissimus* mag eine literarische Überhöhung des Alltags im Dreißigjährigen Krieg sein, aber viele der dort beschriebenen Begebenheiten schimmern doch in geschichtlich faßbaren Personen durch. Allerdings liegt das Hauptproblem für den Historiker darin, daß diese Figuren meistens keine oder nur sehr spärliche Quellen hinterlassen haben. Um so erfreulicher ist es,

wenn einer dieser wenigen belegbaren Fälle durch eine Buchpublikation der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. In diesem Sinne ist die Biographie der Familie Lukas Tschofen von Gaschurn im Montafonertal eine wichtige Bereicherung der ansonsten spärlichen Literatur.

Der Aufstieg und Fall der Familie Lukas Tschofen ist geradezu modellhaft: drei Generationen, um auf den Höhepunkt zu gelangen, zwei Generationen, um das Erreichte wieder zu verlieren. Die volkstümliche Tschofen-Legende will es, daß Lukas „mit ungeheurer Beute aus dem Süden ... nach Gaschurn zurückkehrte, hier eine ... Sippe gründete, die Kapelle Maria Schnee stiftete, ... die Heimat selbstlos vor Brandschatzung fremder Truppen schützte und ansonsten viel Gutes getan hatte“ (S. 9–10). Dabei stellt sich heraus, daß dieser Lebenslauf, wie das bei Legenden meistens der Fall ist, erheblich geschönt ist, allenfalls einer Hagiographie der positiven Seiten des Helden entspricht und im Lichte der Fakten deutlich korrigiert werden muß.

Die Herkunft der Familie liegt im Dunkeln. Lukas I. (ca. 1550–1615) lebte bis 1586 in recht ärmlichen Verhältnissen und in in einem „konfliktbeladenen sozialen Umfeld“, wie die vielen obrigkeitlichen Strafverfügungen zeigen (S. 14). Zum einen lebte er in wilder Ehe mit einer entlaufenen Ehefrau, zum andern hatte er verschiedene, teilweise recht gewalttätige Auseinandersetzungen mit mehreren Nachbarn. Bei den nachfolgenden Gerichtsurteilen zeigte sich die desolote wirtschaftliche Lage des streitsüchtigen Lukas I., der dann auch, wie so viele andere, gezwungenermaßen

für einige Zeit in den Kriegsdienst zog, um die Wogen in der Heimat glätten zu lassen. Besonders reich aber kam er aus diesem Abenteuer nicht nach Gaschurn zurück. Die Wende zum Besseren gelang erst, als er 1586 eine reiche Witwe geschwängert hatte und sich mit ihr bald verheiratete. „Die Heirat mit der Lucia Zudrellin stand am Beginn des Aufstiegs der lukas-tschofischen Dynastie“ (S. 17) und nicht der Solddienst, noch anderweitige wirtschaftliche Tätigkeiten. Lukas wußte diese Chance zu nutzen, betrieb Viehhandel, lieh Geld aus, führte eine eigene Gastwirtschaft und betätigte sich, trotz weiter gegen ihn laufender Gerichtsverfahren, in verschiedenen offiziellen Funktionen, bevor er vor 1620 verstarb. Sein Sohn, Lukas II. (ca. 1596–ca. 1648), und sein Enkel Lukas III. (1612–1679) führten den begonnenen Aufstieg weiter.

Dabei fällt auf, daß die drei Generationen genau das gleiche sozio-kulturelle Muster aufweisen: die Streitigkeiten aller Art (außereheliche Tändeleien, Geldspielerei, Schlägereien, Weid- und Wasserkonflikte ...), die mit dem wirtschaftlich erfolgreichen Geschäftsleben einhergehen, verhindern weder den Einstieg in die Amtsnotabilität noch das Erlangen eines eigenen Wappens, 1636, „in Anbetracht der Ehrbarkeit, Redlichkeit, Güte, Sitten, Tugend und Vernunft ...“ (S. 31). Dazu kam eine geschickte Heiratsstrategie, welche bei Lukas I. den Aufstieg begründete, bei Lukas III. und seinen Kindern aber den erlangten sozial-wirtschaftlichen Aufstieg zementieren half. Dabei ist ersichtlich, daß die öffentlichen Ämter harmonisch mit wirtschaftlichen Vorteilen korrelierten (S. 49) sowie eine

„breite klientelische Machtbasis“ garantierten. Dieses Klientelverhältnis hatte durchaus auch einen „sozialen“ Aspekt, indem diese „Rechte“ auch mit „Pflichten“ verbunden waren: „Wer immer eine Not oder ein Anliegen hatte, konnte in das offene Haustor treten und seine Bitte vortragen. Wenn es in seinen Kräften stand, versuchte Lukas zu helfen“ (S. 41). Dem gleichen soziokulturellen Ziel, nämlich dem Ausbau von sozialem Prestige, von „sozialem Kapital der Ehre“ (S. 33), diente auch in den vierziger Jahren die Errichtung einer eigenen Kapelle, genau gegenüber der Pfarrkirche, wiewohl die Tschofen erwiesenermaßen kein mustergültiges Leben führten. Allerdings kann der Lebenswandel nur bedingt mit der „inneren Einstellung“ gleichgesetzt werden, und man kann sich durchaus vorstellen, daß soziale und prestigebringende Motivationen („Für die Mitglieder der dörflichen Oberschicht gehörte kirchliches Engagement zum standesgemäßen Verhalten“, S. 36) sich nahtlos mit religiösen Anliegen, nämlich derweilen das Seelenheil trotz „schlechtem“ Lebenswandel zu erlangen, überschneiden. Sicherlich war aber der religiöse Lebenswandel der Tschofen nicht ein Einzelfall, wie die Liste der häufigsten Frevler zeigt (S. 119–123).

Alles in allem zeichnet somit die Kollektivbiographie der Tschofen ein ganz normales Bild einer zur ländlichen Oberschicht aufgestiegenen Familie, ein Parcours der sich überall in Europa der damaligen Zeit finden läßt. Auch der Abstieg der Familie ist mustergültig. Konnte sich Lukas IV. einigermaßen standesgemäß halten, war sein Bruder Hans Landeshauptmann, hatte ein Sohn

des Hans sogar studiert und war zum Obervogt auf der Insel Reichenau avanciert (wo er sich so verhaßt machte, daß er entlassen wurde, S. 66), so wirtschaftete die 5. Generation derart schlecht, daß sie der Verarmung nicht entgehen konnten. Laut der Legende hatten die Nachfahren nicht begriffen, daß „alles Erworbene durch Fleiß und Sparsamkeit zusammengehalten werden muß“ – als ob sie es auf diese Art erworben hätten (S. 66). Legenden haben selbstredend eine andere soziale Funktion als Geschichte. Wie die Tschofen wirklich gelebt haben, zeigt das besprochene Buch in gefälliger Form. Abschließend kann auch noch darauf hingewiesen werden, daß der Band und die Tschofen-Familien-geschichte durch verschiedene, reich bebilderte Artikel (Die Lukas-Tschofen-Stube von 1681, S. 87–107; Notizen zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte ..., S. 109–130; Maria Schnee. Studien zur Barockplastik, S. 131–150; Die Votivbilder, S. 151–181) abgerundet wird.

*Anselm Zurfluh*

---

Pier Giorgio Gerosa, *Un micro-territorio alpino. Corippo dal Duecento all'Ottocento.*

*Locarno: Armando Dadò Editore, 1992; 323 Seiten.*

Hans Stadler, *Geschichte des Landes Uri, Teil 1: Von den Anfängen bis zur Neuzeit.*

*Schattdorf: Uranos Verlag, 1993; 420 Seiten.*

„Regionalgeschichte“ erfreut sich in der Schweiz großer Beliebtheit. Die Klein-